Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 525. **Sonnabend** den 14. October 1899. **93. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 14. October.

Der agitatorisch wichtigste Theil des „Erfurter Programms" der **Socialdemokratie** ist jener Satz, daß die bestehende Ordnung der Dinge für den Handarbeiter die wachsende Zunahme der Unsicherheit der Existenz, des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung und der Ausbeutung bedeute. Der Glaube an diese „**Verelendungstheorie**" hat der socialdemokratischen Agitation die Zugkraft verliehen. Aus diesem Glauben erst wuchs die Hoffnung und Zuversicht auf die bessere Welt, die nach Expropriation der gegenwärtigen Besitzer und Machthaber alles in Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit schlichten und ordnen soll, und führte der Socialdemokratie die Massen ihrer Anhänger zu. So war es denn begreiflich, daß die Rede Bebel's auf dem hannoverschen Parteitage, die das Erfurter Programm der socialdemokratischen Partei in seiner gegenwärtigen Gestalt retten sollte, vor Allem diese, aus dem eigenen Lager als unhaltbar angefochtene Theorie um jeden Preis zu retten versuchte. Da die Thatsachen aber deutlich dagegen sprechen, half sich der socialdemokratische Führer mit der Construction einer „relativen Verelendung", die dahin zu verstehen sei: Für die große Masse der Bevölkerung habe sich trotz des durchschnittlich höheren Einkommens die allgemeine Lebenslage um kein Jota verbessert, nämlich — im Vergleich zu den reichen Classen. Mit überraschender Schärfe ist aus der eigenen Partei die Antwort gekommen, daß eine „relative Verelendungstheorie", die dem Arbeiter beibringen will, daß es ihm darum viel schlechter gehe, weil einige reiche Leute noch reicher geworden sind, die Aufgabe der „Verelendungstheorie" überhaupt sei. Eine „Verelendung", die nur der Neid zu construiren vermag, kann in der That nicht als Verelendung gelten. Noch bedeutsamer aber war, daß direct als Gegenbeweis aus der Partei heraus an den englischen Ziffern bewiesen wurde, wie enorm der Consum an allen Lebensmitteln und Artikeln des täglichen Bedarfs gestiegen ist, während die Arbeitszeit fiel und die Löhne erheblich gestiegen sind. Wir gehen noch weiter; wir behaupten, daß auch relativ die äußere Lebenshaltung der Arbeiterbevölkerung weit größere Fortschritte gemacht habe, als die der Bourgeoisie. Dafür einige Stichproben. In den Werken der Firma Krupp, die gegen 42 000 Personen beschäftigen, beträgt der Durchschnittslohn für mehr als zwei Drittel aller Arbeiter täglich 4 ℳ, die übrigen verdienen über 3 ℳ und der Rest von noch nicht 10 Proc., der unter 3 ℳ Tagelohn hat, besteht größtentheils aus jugendlichen Personen und Lehrlingen. Als Alfred Krupp im Jahre 1826 als Knabe das väterliche Erbe übernahm, war der Tagelohn für Schmiede und Schmelzer „von 18 Stüber auf 7½ Silbergroschen erhöht." Kann im Handwerk oder im Handel, namentlich bei den kleineren Betrieben, auch nur annähernd von einer ähnlichen Durchschnittssteigerung gesprochen werden? Vergleichende Zahlen geben weiter die Ausweise über die Bergarbeiterlöhne. Im Jahre 1898 hob sich der Jahresverdienst des Arbeiters beim Steinkohlenbergbau in dem nahezu die Hälfte aller preußischen Bergarbeiter beschäftigenden Oberbergamtsbezirk Dortmund, wo der durchschnittliche Nettolohn im Jahre 1897 bereits 1128 ℳ betrug, um 4,2 Proc., in Oberschlesien um 7 Proc. Der Reinverdienst der im Dortmunder Bezirk unter Tage beschäftigten Arbeiter stieg von 1897 zu 1898 von 1328 auf 1387 ℳ jährlich pro Kopf oder von 4,32 auf 4,55 ℳ pro Schicht. Im ersten Vierteljahr 1899 trat eine weitere Steigerung auf 4,72 ℳ ein, das macht gegen 1897 eine Erhöhung von 40 ₰ pro Schicht oder über 9 Proc. Gegen 1895 ist der Durchschnittsverdienst aller Bergarbeiter des Dortmunder Bezirks um mehr als 200 ℳ oder 21 Proc. gestiegen. In den Jahren 1867 bis 1872 waren die Durchschnittslöhne von 765 auf 1093 ℳ, also um 43 Proc., gestiegen. Nach den Schwankungen der Zwischenzeit beträgt die Steigerung gegenüber 1867 also rund 410 ℳ, oder 53 bis 54 Procent des Lohnes von 1867. Sämmtliche preußischen Bergarbeiter überhaupt, einschließlich der jugendlichen und weiblichen, verdienten im Jahre 1898 durchschnittlich pro Kopf 1010 ℳ gegen 961 im Jahre 1897, 900, 848 und 838 in den drei vorangehenden Jahren. Dabei sind alle Nebenkosten (für Versicherungsbeiträge ꝛc.) abgezogen. Die Lohnerhöhung betrug also gegen 1894: 172 ℳ, d. i. mehr als ein Fünftel. Jahraus jahrein werden die Nachweise veröffentlicht über die Summen, die der deutschen Arbeiterschaft aus der Versicherungsgesetzgebung zuströmen. Täglich sind es jetzt eine Million Mark, die dem Arbeiter vor Unfall, Alter, Krankheit und Invalidität einen Schutz verleihen, den der „Bourgeois" sich auf seine Kosten und mit vielem Gelde auf eigene Rechnung beschaffen muß. Was die Arbeiter früher statt dessen hatten, werden die älteren von ihnen noch wissen, und die jüngeren könnten wissen, daß diese ganze Gesetzgebung, welche auch die „relative" Verelendungstheorie über den Haufen wirft, gegen die Socialdemokratie von der „Bourgeoisie" hat durchgesetzt werden müssen. Gegen die „relative" Verelendung sprechen noch mehr die statistischen Nachweise über die allgemeine Lebenshaltung. Der Bierconsum ist gestiegen von 1878 bis 1898 von 87,4 l auf den Kopf auf 123,1 l; der Tabakconsum in derselben Zeit von 1,3 kg auf 1,8 kg. Der Verbrauch an Zucker in derselben Zeit von 7,4 kg auf 11,8 kg, an Baumwollenwaaren von 4,19 auf 6,30 kg, an Kaffee von 2,3 auf 2,8 kg, an Reis von 1,7 auf 2,5 kg, nur durch die Zunahme des Verbrauchs in Arbeiterkreisen. Jeder Arbeiter braucht nur um sich zu sehen, in seiner Erinnerung zurückzugreifen und die Steigerung seiner Lebenshaltung mit der Steigerung der Lebenshaltung der arbeitenden Mittelclassen zu vergleichen, die ihm als „ausbeutende Capitalistengesellschaft" vorgeführt werden, dann wird er sofort erkennen, daß es kein hohleres Schlagwort geben kann, als die Bebel'sche „relative Verelendung".

Als der Oberpräsident von Westfalen, Herr Studt, aus Münster schied, um Nachfolger des Herrn Dr. Bosse im Cultusministerium zu werden, wurde ihm selbst in klerikalen Blättern die Anerkennung nicht versagt, daß er mit „Wohlwollen" sein Amt verwaltet habe. Jetzt wird ihm diese Censur von der „Germania" wieder entzogen und zwar darum, weil auf der nach vielen Wirrungen endgiltig zur **Kölner Erzbischofswahl** dem Domcapitel wieder zugestellten Candidatenliste der Name des Bischofs von Münster, des Herrn Dingelstad, fehlt. Die Staatsregierung habe diesen Namen gestrichen, weil ihr der Bischof von Münster „persona minus grata" gewesen sei. Die Staatsregierung hat damit nichts Anderes gethan, als was ihr volles Recht ist; dazu wird ihr ja die Candidatenliste bei Bischofswahlen unterbreitet, damit sie die ihr minder „genehmen" Personen davon streichen kann. Wir müssen aber gestehen, daß wir auch noch auf anderen Gründen den frommen Eifer des klerikalen Blattes nicht zu würdigen vermögen, das in der Kölner Erzbischofswahl bald so geheimnißvoll, bald „best unterrichtet" that und vor sieben Tagen noch „bestätigte": die Liste sei nach Köln mit drei Namen wieder zurückgegangen; „der Name eines vierten Candidaten sei auf dessen eigenen Wunsch gelöscht worden". Dazu schrieb es dann weiter: „Da nun noch drei Namen auf der Liste stehen geblieben sind, so ist eine Bischofswahl nach kanonischen Vorschriften immerhin noch möglich." Jetzt heißt es: „Auch in Zuschriften an uns aus Münster giebt sich große Ueberraschung über die Streichung des Namens des Bischofs von Münster von der Kölner Vorschlagsliste kund, und nicht nur Ueberraschung, sondern auch eine gerechte Erregung des Unwillens. Man erblickt darin die Kundgebung eines Mißtrauens von Seiten des neuen Cultusministers gegen den Bischof Dingelstad und eine bittere Kränkung, welche die ganze Diöcese mit empfindet. Vom Herrn Cultusminister Dr. Studt hätte man, zumal nach den Vertrauenskundgebungen bei seinem Abschied von Münster, so etwas nicht erwartet." Da hätte also der neue Cultusminister das „katholische Volk" richtig wieder in den dicksten Culturkampf getrieben! Vielleicht tröstet er sich aber mit dem Kölner Domcapitel, das von drei Candidaten nur einen schließlich nehmen kann und damit zwei Bischöfen eine „bittere Kränkung zufügt", die dann von zwei ganzen Diöcesen „mitempfunden" wird.

Die Londoner „Times" veröffentlichen den Bericht der **Samoa-Commission**. In dem den Bericht besprechenden Leitartikel wendet sich das City-Blatt mit heftigem Tadel gegen die deutsche Presse, die während der Unruhen England fortwährend angegriffen und beschimpft, dagegen die Vereinigten Staaten von Amerika, die in herzlichem Einvernehmen mit England handelten, umworben und umschmeichelt (?) habe, nachdem sie kurz vorher während des spanisch-amerikanischen Krieges Amerika mit Beschimpfungen (?) überhäuft hatte. Zum Schlusse besprechen die „Times" die Möglichkeit einer endgiltigen Lösung der Samoa-Angelegenheit und bemerken, der Plan der Commission sei wahrscheinlich der beste Nothbehelf, den die Commissare aufzufinden vermochten, aber immerhin nur ein Nothbehelf.

Eine dauernde Wohlfahrt und Ruhe auf der Inselgruppe, führen die „Times" aus, dürften wir nach dem Bericht nur von der Herrschaft einer einzelnen Macht erwarten. Wie diese Lösung zu erzielen, sei nicht leicht abzusehen. Nach den letzten amtlichen Angaben belaufe sich 1897 der englische Handel auf einen Werthbetrag von 40 000 £ (800 000 ℳ), gegenüber dem amerikanischen mit 17 000 und dem deutschen mit 20 000 £. Die Vereinigten Staaten besäßen andererseits in Pago-Pago einen sehr werthvollen Hafen, auf den sie beträchtliche Summen verwendeten, und die Deutschen legen großen Werth auf ihre materiellen Interessen in Apolu. Es gebe natürlich Bedingungen, unter denen England vielleicht bereit wäre, bezüglich seiner Rechte zu einem Vergleiche zu kommen. Aber bei etwaigen Verhandlungen über den Gegenstand müßten, was diese Bedingungen betrifft, gewisse Thatsachen zugestanden werden. „Wir können nichts thun, was unsere vortrefflichen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten irgendwie beeinträchtigen könnte. Wir können keinem Plane zustimmen, der unsern Handel mit der Inselgruppe schädigen könnte. Wir können weder die unabhängige öffentliche Meinung unserer australischen Colonien verletzen, noch unsere Flottenstellung im Stillen Meere schwächen. Falls aber ein Maß wesentlicher Entschädigung für uns unter den deutschen Besitzungen jenes Welttheils zu finden wäre, das uns diese Ziele sichert, so besteht kein Grund, warum man nicht über die ganze Frage verhandeln sollte, aber es müßte nach dem Grundsatze sein: do ut des."

Das ist doch wenigstens etwas. Schon daß die „Times" zugestehen, daß der unglückseligen Dreiherrschaft auf Samoa nothwendig ein Ende gemacht werden und eine einzige Macht die Inseln in Verwaltung nehmen müsse, ist ein Fortschritt. Aber wenn Deutschland sich mit England ja auf einen Handel einlassen sollte, so müßte es ein ehrlicher sein. Daß den „Times" ein solcher nicht vorschwebt, geht aus den falschen Ziffern hervor, die sie über den Handel der drei Signatarmächte mit Samoa angeben. Nach deutschen Feststellungen nimmt Deutschland mit 1,6 Millionen Mark die erste Stelle ein, die zweite die nordamerikanische Union mit 264 000 Mark, und England kommt erst an dritter Stelle mit 252 000 Mark. Also nicht mogeln!

Auf dem **südafrikanischen Kriegsschauplatz** haben die Boeren und zwar im Westen an der Betschuanalandgrenze, 37 Meilen südlich von Mafeking, den ersten Erfolg erzielt. Es bestätigt sich die Nachricht, daß sie den einen der gepanzerten Züge des Cavallerie-Obersten und Freischaarenführers Baden-Powell zerstört haben. Hierüber wird uns des Näheren berichtet:

*** London, 13. October. Das Kriegsamt hat folgende Depesche vom Obercommandirenden in Capstadt erhalten: Ein gepanzerter Zug aus Mafeking mit zwei Siebenpfünder-Geschützen, der von hier nach Mafeking abgesandt war, wurde in der letzten Nacht bei Kraai Pan angegriffen; augenscheinlich waren die Schienen entfernt, so daß der Zug entgleiste. Die Boeren richteten eine halbe Stunde lang Geschützfeuer auf den Zug und nahmen ihn sodann. Die telegraphische Verbindung nach Mafeking ist in Kraai Pan unterbrochen. Aus Mafeking sind Frauen und Kinder nach Capstadt gesandt worden. Die beiden Geschütze gehörten der Capcolonie und waren leichte Geschütze alten Modells. Einzelheiten über Verluste an Menschenleben sind noch nicht eingegangen.**

*** Capstadt, 13. October. (Meld. des „Reuter'schen Bureaus".) Alle Personen, welche in dem abgefangenen gepanzerten Zuge sich befanden, wurden gefangen genommen, mit Ausnahme des Locomotivführers. Der Zug sollte Kanonen nach Mafeking bringen.**

Angesichts dieses gelungenen Handstreichs, bei dem die Boeren die Engländer noch dazu mit Geschützen der englischen Colonie beschossen haben, ist der Spott der „Times" über die ersten Avancen der Boeren sehr wenig angebracht. Sie drohten gestern Krüger mit einer „unangenehmen Ueberraschung". Nun ist eine solche zuerst den Engländern und dem hochmäßigen „Times" zu Theil geworden! Das Kriegsglück kann natürlich, besonders bei derartigen Vorpostengefechten rasch wechseln. So sollen nach einem uns vorliegenden Telegramm der „Daily Mail" aus Capstadt die Boeren gestern zum Angriff auf Mafeking geschritten sein und bereits mehrere Niederlagen erlitten haben. Eine Bestätigung dieser Nachricht steht aber noch aus. In Mafeking sind alle Straßen verbarrikadirt, außerhalb der Stadt sind Erdwerke aufgeworfen und Minen gelegt; alle Civilisten sind bewaffnet. Oberst Baden-Powell hat an der Spitze von 3000 Mann, größtentheils Schutztruppe mit einer Abtheilung Regulärer und Freicorps, die verschanzte Stadt verlassen, um außerhalb eine feste Stellung einzunehmen. Commandant Cronje, der seiner Zeit Jameson's Schaar abfaßte, steht ihm mit einer Streitmacht von 3000 bis 6000

Feuilleton.

Auf freien Bahnen.

12] Roman von Rudolf von Gottschall.

Nachdruck verboten.

„Der arme Oswald thut mir leid! Bei seiner Erbschaft überwiegen die Passiva die Activa; bei mir ist's umgekehrt! Und daß mir mein Papa so feurige Lebensluft hinterlassen, das dank' ich ihm noch über's Grab hinaus!"

Es war ein schönes Liebespaar, das da in der Laube unter dem rothblühenden, abwellenden Laube des wilden Weins sich küßte; doch es war ein Herbstidyll, es fehlte der Frühlingsrausch; etwas verdrossen verfilderte und vergoldete der Mondschein den Farbencarneval des Herbstes, das buntscheckige Blättergewand der Bäume und die späten Blumen mit ihrer duftlosen Fülle. Der Baron strich sich einige welke Blätter aus dem Bart, welche der Abendwind abgepflückt und ihm angeweht hatte.

„Die alten Bäume können ihr Zeug nicht mehr zusammenhalten; es ist etwas Müdes in der ganzen Natur; auch wir können für „Romeo und Julia" nicht mehr Modell sitzen."

„Und bist Du auch kein Romeo", sagte Valesca, „Du bist mehr, Du bist ein Mann; ja, wenn ich Dich so ansehe, Alles an Dir ist gestählt, edle Kraft, sieghaftes Feuer; Thatenlust blitzt aus dem Auge, Haupt und Glieder sind in schöner Harmonie. Romeo — ein Knabe, der zum ersten Male die Liebe fängt wie einen bunten Schmetterling! Wir kennen das unerschöpfliche Glück, das sie im Schooße trägt, und zittern und jauchzen, wenn die Stunde schlägt, diesen Schatz zu heben."

„Nun — und diese Stunde — o sprich das erlösende Wort!"

Valesca entzog sich plötzlich seinen Umarmungen.

„Nein, nein, da giebt's eine Schranke! Du bist verheirathet!"

„Das also ist es! Ich glaube nicht, daß eine Valesca von Landolin zurückschreckt vor der Kühnheit, einen Paragraphen des Gesetzes zu übertreten."

„Nicht nur um das Gesetz handelt es sich — um mich, um mein Gefühl! Mißversteh' mich nicht! Frei muß der Mann sein, den ich liebe, und nur sich selbst gehören! Wer eine Kette am Fuße trägt, der kliirt mit einer Sclavenfessel hinein in das Glück der Liebe."

Siebeneck stand betroffen, hier stieg auf einmal ein Hinderniß aus der Erde, nicht nur unvermuthet, sondern auch fremdartig seinem ganzen Denken und Empfinden.

„Eine Andere sollte ein größeres Recht haben, ein wirkliches Recht? Das könnt' ich nicht ertragen, mich immer mit einem gestohlenen Glücke zu begnügen! Das verbietet mir mein Stolz. Daß ich Dich liebe, weißt Du — ich kann meiner Leidenschaft manches Zugeständniß machen, doch nicht das letzte!"

„Du stellst mir also die Wahl."

„Ich weiß, ich verlange viel! Du sollst ein dauerndes Band zerreißen gegen ein vielleicht kurzes Glück."

Der Baron stand, in Gedanken verloren.

„Ja, mit der Ehe ist's nicht so ein leichtes Ding", sagte er dann; „wenn sich's dabei blos um die Liebe handelte, so könnte man leicht damit fertig werden, doch in diese Kette ist hunderterlei mit hineingewickelt — was im Grunde gar nichts damit zu thun hat. Die Vermögensverhältnisse, der Besitz, Hab' und Gut — da fliegt Vieles mit in die Luft, was auf festerem Grunde steht! Valesca — es ist eine Laune von Dir — Du gewährst mir ja so Vieles schon!"

„Heißblütige Freundschaft, sehnsüchtige Leidenschaft, Alles, was die Braut gewähren darf — mehr nicht! — Bedenke Alles wohl — und laß uns heute scheiden. Mich fröstelt — die Nacht wird kalt! Auf Wiedersehen!"

Er war verstimmt im Innersten; sie ans Herz zu drücken, wagte er nicht; etwas Fremdes war zwischen sie getreten! Mißmuthig ging er nach der Gartenthüre zu, während sie ins Haus schritt.

Zweites Capitel.

Seine liebe Clara erschien dem Baron von Siebeneck auf einmal in einem ganz neuen Lichte; sie war ihm wichtig geworden, weil sie ihm hinderlich war, hinderlich in seinen leidenschaftlichen Neigungen — und das war bisher nicht der Fall gewesen. Sie machte ihm zwar keine Eifersuchtsscenen, aber der Trauschein, der ihm selbst gleichgiltig war und auf den auch sie keineswegs pochte, wurde ihm jetzt von einer Fremden zur Abwehr entgegengehalten. Das kam ihm unerwartet und stimmte ihn ärgerlich und verdrießlich. Sie mochte die nachsichtigste Frau von der Welt sein; aber daß sie überhaupt seine Frau war, das war jetzt auf einmal zu einem Stein des Anstoßes geworden. Zum ersten Male kam ihm der Gedanke, ob dies Band denn unlösbar sei, doch es war ein unausdenkbarer Gedanke; es stand für ihn zu viel auf dem Spiele. Das Vermögen seiner Frau konnte ihm dabei leicht verloren gehen, und was wurde dann aus seinen Gütern?

Clara hatte ihn wegen seiner Verschwendung und der schlechten Verwaltung ihres eigenen Vermögens zur Rede gestellt und war dann mit ihrer Zofe zu ihrer Schwester in die Stadt gezogen, einer reiselustigen Dame, deren Quartier oft wochen- und monatelang leer stand. Er sah darin weiter keine tödliche Verlassung, er ließ sie gewähren; er hatte eine Zeit lang Ruhe vor ihren Straf- und Gardinenpredigten, die sich aber stets auf die Finanzen bezogen und nur hin und wieder mit einem verächtlichen Seitenblick kostspielige Vergnügungen streiften. Er kam öfter nach der Stadt, wo der Bund der Landwirthe seine Sitzungen hielt, dem er als ein ziemlich lauer Anhänger angehörte, nur, um es nicht mit seinen Nachbarn zu verderben, welche im Bund eine führende Stellung einnahmen. Ueber seine Frau erfuhr er, daß sie sich der Frauenbewegung angeschlossen hatte. Jetzt seitdem er sich wieder lebhaft mit ihr beschäftigte, war er neugierig zu sehen, welche Rolle sie bei dieser Bewegung spielte; er hatte das dunkle Gefühl, es könne dabei irgend ein Licht fallen in die dunkle Rathlosigkeit, in die ihn das Ultimatum der schönen, feurigen Valesca versetzt hatte.

Eine große Frauenversammlung war angezeigt worden, natürlich nur für Mitglieder des Vereins; sie sollte in einem Saal stattfinden, der sich im Hintergebäude des Restaurants befand, in welchem er selbst bisweilen verkehrte. Der Oberkellner war ihm freundlich gesinnt, denn der Baron sorgte nicht mit Trinkgeldern, und als er ihm ein Goldstück in Aussicht stellte für einen Versteck im Orchester, willigte er gern ein. Der Kellner hatte den Schlüssel zur Thüre, durch welche man auf eine kleine Treppe zur Galerie gelangen konnte, wo die Instrumente bereit standen für die Frühprobe des nächsten Tages; eine Festtafel sollte die Versammlung abschließen. Der Baron stieg dort hinauf und fand hinter einer riesigen Baßgeige und zwei Pulten, die mit übergroßen Notenheften bedeckt waren, ein Plätzchen, wo er ungesehen die Vorgänge im Saal beobachten und vor Allem die Reden der Sprecherinnen mit anhören konnte. Er versprach sich viel Vergnügen davon, denn er sah auf diesen Sport mit hohnlachender Ueberlegenheit herab.

Der Saal füllte sich allmählich; der Baron hatte sich mit einem Operngucker bewaffnet, um diese kampflustigen Schönheiten näher ins Auge zu fassen. Einige riefen in ihm die Erinnerung an die komischen Alten der Bühne wach, Andere sahen schmuck und herausfordernd aus; auch jüngere Damen trugen Brillen, die ihnen einen sehr gelehrten Anstrich gaben. Der Baron musterte die Toiletten . . . sie waren meistens eng anliegend und zugeknöpft; doch hier und da gab es auch ausgeschnittene, offenherzige Kleider, und es waren nicht gerade die Jüngsten, welche ihre körperlichen Vorzüge geltend machen wollten. Auf einem Podium saßen an einem Tische die Vorstandsdamen; einige davon waren jungfräuliche Matronen; andere bewiesen durch ihren leiblichen Umfang, daß der Geist nicht den Körper aufgezehrt hatte; noch andere waren nichts als fleischgewordene Intelligenz mit einer spärlichen Andeutung des Körperlichen.

Täuschten den Baron seine Augen? War jenes auffallend kleine Dämchen mit dem langen Kirchenfaltergesicht nicht Eulalia, des Schulmeisters Tochter? Hatte sie jetzt hier in der Stadt eine Anstellung gefunden? Und wie beweglich sie sich zur Rechten und zur Linken wendete, bald hier, bald dort etwas erzählte, in den Papieren wühlte, die Blätter umdrehte — das mußte ein wichtiges Persönchen sein! Er hatte allerdings gehört, daß sie in der Großstadt eine Lehrerinnenstelle an einer öffentlichen Schule angenommen und außerdem irgend etwas redigirte.

Bald hatte sich der Saal gefüllt; am Vorstandstisch war noch ein leerer Stuhl; doch die Präsidentin griff zur Klingel und eröffnete die Versammlung. Es war eine stattliche Dame, schlank und groß, von fragwürdigem Alter und fraglosen Vorzügen für das Amt einer Vorsitzenden; denn sie besaß offenbar Sicherheit und Energie und ein sonores Organ; sie las den Geschäfts- und Rechenschaftsbericht mit vollständender Stimme ab und empfing die dem Vorstande ertheilte Decharge mit huldvoller Verneigung.

Eine kleine Pause trat ein, da wurde der leere Stuhl besetzt. Der Baron nickte wohlgefällig; es war seine liebe, kleine Clara, die wie immer natürlich zu spät kommen mußte. Eigentlich war's doch eine reizende Frau; die Würdenträgerinnen zur Rechten und Linken dienten ihr als Folie; es waren zwei knorrige Eichen, zwischen denen das Zierpflänzchen sich so zart und niedlich ausnahm. Das blonde Köpfchen mit den lebhaften, fragenden Augen, dem unruhig hin- und herwogenden Gelock — sie war die hübscheste am Vorstandstisch, und in der Versammlung konnten es nur Wenige mit ihr aufnehmen.

Da erhob sich die eine umfängliche Dame zu ihrer Rechten; es war Fräulein Doctor Fegewisch, die Leiterin des neu begründeten Gymnasiums, eine sehr gelehrte Dame, mächtig des Lateinischen und Griechischen, wie nur irgend eine der mit dem Lorbeer geschmückten Doctorinnen, deren Name auf dem Universitätshof von Padua in Stein gegraben sind; aber von einer etwas stotternden Beredsamkeit. Bisweilen ging ihr der Athem aus; ihr Geist glich einem an den Flügeln gepackten Vogel, er konnte sich nicht frei in die Lüfte schwingen; die Last der Materie zog ihn herab. Doch eine gewaltige Schleuder lag in ihrer Hand und wie die Schiller'sche Jungfrau führte sie einen Donnerkeil im Munde.

Ihre Kriegserklärung galt dem Cultusminister, der sich jetzt